

# Die Kleine Heimat

## *Einmal noch Kind sein, einmal noch daheim*

Für mich gibt es die Heimat gleich zweimal: Die allgemeine Große Heimat, wie sie jeder Mensch irgendwo besitzt, und die Kleine Heimat, von der ich hier erzählen will. Meine Große Heimat, das ist unsere Eifel, die rauhe, aber kernige und liebenswerte Region, in der ich geboren wurde. Die Kleine Heimat, das ist die Ortschaft Nonnenbach im Südwesten des Kreises Euskirchen. Ganz präzise: Das Licht der Welt erblickte ich am 23. Januar 1935 in dem aus damals vier landwirtschaftlichen Gehöften bestehenden Weiler Schlemmershof. Hier erlebte ich meine Kinderzeit, und es erstaunt mich manchmal selber, wie umfassend und detailliert ich mich heute noch an jene Jahre erinnern kann. Es waren zwar Kriegsjahre, dank der abgeschiedenen Lage meiner Kleinen Heimat aber war es eine glückliche Zeit. Wie gern möchte ich sie noch einmal erleben.

Der unselige Krieg hat meine Kleine Heimat glücklicherweise weitgehend verschont, die „Einquartierung“ der Wehrmacht beim Aufmarsch zum Westfeldzug im Spätsommer 1939 brachte sogar eine mehr oder weniger willkommene Abwechslung in unseren Alltag. Kriegsschäden hatte unser Ort nur in geringem Umfang zu verzeichnen, der „Blutzoll“ war dagegen angesichts der geringen Einwohnerzahl hoch: Neun gefallene und zwei vermisste Soldaten waren zu beklagen. Die Namen der Gefallenen: Nikolaus Eich, Josef und Willi Schlemmer, Karl Schlemmer (Schlemmershof), Karl und Matthias Baales, und sogar die drei Brüder Johann, Anton und Heinrich Klinkhammer. Es gibt den preisgekrönten amerikanischen Kriegsfilm „Der Soldat James Ryan,“ – die Klinkhammer-Brüder aus Nonnenbach hätten für den Filminhalt Pate stehen können. Die Vermissten sind Matthias Ehlen und Johann Plützer.

Seit der kommunalen Neuordnung im Jahr 1969 sind die beiden Teile meiner Kleinen Heimat friedlich (und glücklich?) unter dem gemeinsamen Dach der Großgemeinde Blankenheim vereint. Zu meiner Kinderzeit wurde streng unterschieden: Schlemmershof gehörte zur Gemeinde Blankenheimerdorf, Nonnenbach, in Rufweite gelegen, wurde von der Gemeinde Ripsdorf verwaltet. Trenn- und Grenzlinie war der im Tal zwischen beiden Ortschaften fließende Nonnenbach, der aus dem Waldbereich Eichholz kommt und nach rund fünf Kilometern unterhalb von Blankenheim in die Ahr mündet.

Ein Paradoxon war in meiner Kinderzeit unsere Hausnummerierung und Anschrift: Schlemmershof Post Blankenheim, Haus Nr. 154. Bei uns gab es nur vier Häuser, aber dreistellige Hausnummern, die massiven weißen Emailleschilder mit schwarzer Aufschrift waren allenthalben an den Querbalken des Haustürrahmens genagelt: 153 (Rütz) bis 156 (Klinkhammer). Unsere Hausnummern waren einfach die Fortsetzung der Blankenheimerdorfer Zahlenreihe. Damals wurden die Häuser einer Ortschaft durchgehend nummeriert, nicht getrennt nach Straßen. In Blankenheimerdorf gab es somit 156 Häuser, heute sind es mindestens dreimal so viele.

Einen Steinwurf von unserem Haus entfernt war die Hardt, der bewaldete Berghang, der wie nichts sonst mein gesamtes Leben geprägt hat. Von frühester Kindheit praktisch „im Wald daheim,“ sah und sehe ich in dieser Grünen Natur die Grundlage allen Daseins. Ohne Wald gibt es kein Leben, ein halbes Jahr zum Leben in der Stadt gezwungen, würde meinen Tod bedeuten. Was gibt es Schöneres, Mächtigeres, Beeindruckenderes als unseren lebendigen Wald mit seinen tausend Geheimnissen und Wundern! Das hat mit Sicherheit schon Leberecht Drewes empfunden, als er um 1840 seine „Waldandacht“ schrieb: „Früh morgens, wenn die Hähne kräh'n...dann gehet leise nach seiner Weise der liebe Herrgott durch den Wald.“ Den Wald mit offenen Sinnen erleben erfordert andächtiges Schauen und Ehrfurcht vor der unendlichen Größe der Natur. Unser in 1988 verstorbener Pfarrer Ewald Dümmer

sagte mir einmal auf meine Frage nach dem Wesen Gottes: „Schau die Natur an und du siehst Gott.“ Nicht alle Leute mochten Ewald, in diesem Fall hatte er aber Recht.

Mein Elternhaus, wo ich zur Welt kam. Im Vergleich zu heute eine primitive „Hütte,“ sozusagen eine „Höhle,“ eine Behausung für halbwilde, unzivilisierte Lebewesen. Für mich war es das herrlichste Haus der Welt, heute noch würde ich es gegen keinen Palast eintauschen. Man mag mich ob dieser Einstellung einen antiquierten Primitivling nennen, – mich vermag das nicht zu beeindrucken oder gar zum Umdenken zu veranlassen. Heute noch bin ich stolz auf mein „primitives“ Elternhaus, das mir alles zum Leben Notwendige vermittelt hat. Zu einem einfachen und anspruchslosen Leben freilich, aber auch dessen schäme ich mich nicht im Geringsten. Wer sich seines Elternhauses schämen muss, der ist ein armer Mensch.

Allein schon die äußerliche Optik: Ein niedriges eingeschossiges Wohnhaus mit rechtwinklig angebautem Stall und Scheune. Rohe, unverputzte Bruchsteinmauern, im Untergeschoss 80 Zentimeter dick, der Mörtel bröckelte aus den Fugen, rundum in zwei Metern Höhe die Löcher für die Auflagen des Baugerüsts, auf der Rückseite des Hauses brüteten Rotschwanz und Bachstelze in diesen Halbhöhlen, im Hof wurden rostige alte Metallteile darin verwahrt. Hinter dem Haus an der Gartenecke das Bretterhäuschen mit dem Herz in der Tür, wir hatten weder Ver- noch Entsorgung und schöpften unser Trinkwasser am Lohrbach, – heute ein lebensbedrohlicher Zustand, damals ist kein Mensch durch unser Lohrwasser krank geworden. Im Garten ein mächtiger Apfelbaum mit einem starken waagerechten Ast, an dem wir unsere Schaukel befestigten, – übrigens das Titelbild meines Eifelbuchs „So war’s bei uns“ aus dem Jahr 1996. Am Hofrand, fünf Schritte von der Haustür entfernt, der Düngerhaufen. Stallmist, Art und Umfang des Misthaufens waren Kriterien für den „Standard“ des Besitzers: Viel Mist bedeutete viele Tiere im Stall, und viel Vieh, das hieß Wohlstand. Wir besaßen zeitweise vier Stalltiere, das war mittlerer Durchschnitt.

Und drinnen im Haus! Durch die Haustür betrat man unmittelbar die Küche, allgemein „et Huus“ genannt. Der Boden war aus Natursteinplatten verschiedenster Größen hergestellt, die breiten Ritzen dazwischen waren durchs Putzwasser zugeschwemmt und schwarz. Kohlschwarz war auch die gesamte Küchendecke vom ständigen Herdfeuer und regelmäßigen Rauch des Backofens, der vom Huus aus beschickt wurde. Der Rauch sammelte sich unter der Decke und zog in den trichterförmig erweiterten Kamin. Die Decke wurde, so lange ich denken kann, nie gestrichen, weil das wenig Sinn ergeben hätte. Sie blieb ständig schwarz und vermittelte der Küche insgesamt eine gewissen Düsternis, an die wir aber gewöhnt waren. Die Wände wurden ab und zu mit gelblicher Wasserfarbe gekälkt.

Vom Huus führte auch die relativ breite Holzterasse ins Obergeschoss, sie mündete nach einem rechtwinkligen Knick auf dem kurzen Flur, bei uns einfach „Jang“ (Gang) genannt, von dem aus die Schlafzimmer erreichbar waren. Von hier führte auch die mit Brettern verschaltete Speichertreppe auf den Dachboden hinauf. Im Winkel unter der Speichertreppe war ein Zwischenboden eingebaut, den wir „op dr Trapp“ (auf der Treppe) nannten. Dort wurden allerlei Werkzeuge, Eisenteile und Geräte verwahrt, – eine Art Depot. Auf dem Jang stand auch das kleine Räucherhaus, das durch einen Schieber im Kamin mit Herdrauch beschickt werden konnte und dem Flur einen ständigen Rauchgeruch verlieh. Der störte uns nicht, nach den Schinken und Würsten aus dem „Röüches“ (Räucherhaus) würden wir uns aber heute die Finger lecken. Das Innere des Röüches war rußschwarz, wie die Küchendecke.

Vom Huus aus stieg man auch in den Keller hinab, die Kellertür war aus einfachen Brettern zusammengenagelt und besaß einen hölzernen „Wirbel“ (Drehriegel) als Verschluss. An der Wand hinter der Tür gab es den Lichtschalter aus weißem Porzellan. Der Schalter elektrisierte stets ein wenig wegen der ständigen Wandfeuchtigkeit. Die Erwachsenen spürten das leichte Kribbeln nicht, unsere Kinderhände waren da empfindlicher. Heute würde ein solcher Feh-

lerstrom den FI-Schalter auslösen, den aber gab es damals noch nicht. Übrigens: Der Schalter (dat Schalter) war bei uns „geschlechtslos“ wie beispielsweise auch der Schrank (dat Schaaf). Geschlechtsumwandlung ist im Eifeler Dialekt keine Seltenheit. Unten im Keller gab es den „Kellerpötz“ (Brunnen), ein offenes, halbmertiefes Erdloch, in dem sich das Grundwasser sammelte. Der Pütz führte ständig Wasser und trocknete niemals aus. Somit war der Keller auch ständig leicht feucht und angenehm kühl, auch im „dicksten“ Sommer. Auf einem leiterartigen Gestell unter der Kellerdecke verwahrten wir unseren Brotvorrat, der in dreiwöchigem Turnus im Hausbackofen fabriziert wurde. Die Brote blieben während dieser Zeit haltbar und wurden nicht trocken oder hart.

In jenen Kriegsjahren war ein „Luftschuttkeller“ eine wichtige Einrichtung, die nicht in jedem Haus vorhanden war. Unser Keller besaß eine gewölbte gemauerte Decke, die allerdings im Ernstfall nur geringen „Luftschutz“ hätte bieten können. Immerhin: Im Fall einer „Verschüttung“ hätten wir es dort unten schon eine gute Weile aushalten können: Dort gab es Wasser, Brot und jede Menge Kartoffeln. Der Ernstfall ist glücklicherweise niemals eingetreten.

Nach ihrer Hochzeit wohnten meine Eltern zunächst in Wiesbaum, dem Heimatort meines Vaters. Wann und warum sie dann nach Schlemmershof kamen, ist mir nicht bekannt. Besitzer unseres Hauses war Mutters Bruder Matthias, von uns Kindern generell „Onkel Mattes“ genannt. Vater hat jahrelang als Schreiner bei der Firma Peter Milz in Blankenheim-Wald gearbeitet und war somit tagsüber nicht daheim. Dafür hat unsere Mutter dem Bruder in der Landwirtschaft geholfen, im Krieg hat sie sogar alles allein machen müssen. Sie hat die Sense geschwungen, Korn und Heu eingefahren, Bäume gefällt und mit dem Flegel gedroschen. Ihre Schwester Elisabeth, unsere „Jött“, war in jungen Jahren im Hof gestürzt, hatte einen Wirbelsäulenschaden erlitten und konnte keine schwere Arbeit mehr tun. Sie blieb auch zeitlebens ledig, obwohl sie auf alten Fotos recht „ansehnlich“ erscheint. Auch Onkel Mattes blieb ledig. Sie haben einmal gemeinsam (die Geschwister) versucht, ihm eine Braut „schmackhaft“ zu machen, er aber ließ sich nichts „unterjubeln.“ Er war viel zu konservativ und bodenständig, die Frau war aus Köln und hätte nie und nimmer in das einfache Leben meines Onkels hineingepasst. Ein einziges Mal war sie bei uns zu Besuch, sie kam nie wieder.

Die alte „Jass“, der Verbindungsweg zwischen Nonnenbach und Schlemmershof, der von uns aus weiterführte in Richtung Blankenheimerdorf. Der mit knubbeligen Feldsteinen mehr schlecht als recht befestigte Weg führte wenige Schritte vor unserer Haustür ins Nonnenbachtal hinab, querte den Bach in einer sehr flachen Furt und führte jenseits als echter, beiderseits zugewachsener Hohlweg hinauf in den Ort. Im oberen Teil gab es den „Jassepötz“ (Gassenpütz, natürlicher Brunnen), aus dem früher die Leute ihr Trinkwasser bezogen. Die Eltern warnten uns Kinder vor dem Wasserloch: „Do versüff mr dren“ (dadrin ertrinkt man), also mieden wir den Pütz, mussten aber auf dem Schulweg immer daran vorbei. Das Wasserloch verschwand in 1949 mit dem Ausbau der Straße.

Die Furt durch den Nonnenbach führte normalerweise nur handhohes Wasser und war leicht zu überqueren, hier war gleichzeitig auch unsere Viehtränke angelegt. Um trockenen Fußes ans andere Ufer zu gelangen, waren etliche dicke Steine ins Wasser platziert worden, die dem Fußgänger als Trittstufen dienten. Einige Male gab es auch seitwärts einen schmalen Brettersteg, den aber jedes Mal im Frühjahr das Hochwasser mit sich riss. In 1938 wurde mit dem Ausbau des Weges von Nonnenbach nach Blankenheimerdorf begonnen, die Jass wurde neu trassiert und in diesem Zusammenhang oberhalb der Furt eine neue Steinbrücke gebaut. Die Arbeiten wurden durch den Krieg unterbrochen, die Wehrmacht legte auf dem matschigen Grundbett der neuen Trasse einen Knüppeldamm an. Als am 07. März 1945 die deutschen Soldaten vor den Amerikanern flüchteten, sprengten sie völlig unsinnigerweise die winzige neue Brückenkonstruktion. Die Amis ließen sich nicht aufhalten: Ein mächtiger

Panzer „rubbelte“ mit seinen Ketten hüben und drüben Auffahrten in den Trassendamm und weiter ging die Fahrt durch die alte Furt.

Von unserem Haus bis zum Bach war die Jass beiderseits von Eichengebüsch, Schlehdorn und Haselsträuchern umsäumt, uraltes Buschwerk mit teilweise schenkeldicken Stämmchen. In deren Astwerk turnten wir Kinder herum und balgten uns mit Häher und Eichhörnchen um die winzigen süßen Haselfrüchte. Im Herbst, wenn die Natur ihr prächtigstes Farbenkleid angelegt hatte, war die Jass ein einziges golden-rot-braun leuchtendes Band, ein „Ableger“ der nahen Hardt, deren Mischwald in einmaliger Farbenpracht glänzte. Wie gern möchte ich einen solchen goldenen Herbsttag meiner Kindheit noch einmal erleben! Es gibt ihn nicht mehr. Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr, – vorbei, unwiderruflich.

Die Kleine Heimat hat sich verändert, es gibt sie nicht mehr. Wo damals Hasel und Schlehdorn wuchsen, ist heute „Kulturland,“ wo das Kuhgespann über die knubbelige Straße rumpelte, leitet ein breites Teerband die Autos über den Bach, wo unsere drei Kühe ihren Durst stillten, ist Öde: Eine Viehtränke ist überflüssig, Stalltiere gibt es nicht mehr. Ein kleiner Buschrest im unteren Teil des alten Weges vermittelt noch einen Hauch der alten Jass.

Gebüsch und Wald reichten bis auf wenige Schritte an unser Haus heran, alle vier Gebäude von Schlemmershof waren mehr oder weniger von Sträuchern und Bäumen „eingerahmt.“ Ich weiß noch aus meiner ganz frühen Kinderzeit, dass es in unserem „Bongert“ (Wiese) hinter dem Haus ein etwa vier Ar großes Areal gab, das mit dichtem Eichenbuschwerk bestanden war und uns Kindern als Abenteuer-Spielplatz diente. Onkel Mattes hat die Fläche in 1938 gerodet, eine einzelne schlanke Eiche ließ er stehen. Viele Jahre später fiel sie der Motorsäge zum Opfer. Warum eigentlich? Der schöne Baum stand doch niemandem im Weg!

Ich komme nochmals auf die Hardt zurück, die mit ihrem Mischwald zum wesentlichen Teil meines Kinderlebens wurde. Der Wald war damals Eigentum der Ortsgemeinde Blankenheim, Onkel Mattes hat regelmäßig im Winter dort Holzfällarbeiten verrichtet. Das taten viele Eifeler zum Aufbessern der Haushaltskasse. Es gab zwar keine Motorwerkzeuge und die Bezahlung war mehr als „jämmerlich,“ Die Leute hatten aber in der kalten Jahreszeit wenig andere Beschäftigung und waren mit dem Wenigen zufrieden, das sie „em Bösch“ (im Wald) verdienten. Wenn der Onkel im Wald arbeitete, musste ich ihm sehr häufig das „Mittche“ (Henkelmann) mit dem heißen Mittagessen zur Arbeitsstelle bringen. Ich kannte daher in der Hardt jeden Baum und jeden Stein. Ich erinnere mich noch an den damaligen Forstbeamten, der Mann hieß Küpper und war aus Mülheim. Er könnte der Vater (oder Onkel?) von Franz Küpper („Küppesch Fränz“) gewesen sein, der etwa in meinem Alter war und in den 1960-er Jahren als Polizeibeamter im Dienst bei der Verfolgung von Verbrechern erschossen wurde. Ich habe Küppesch Fränz aus meinen „Freiersjahren“ in Mülheim gut gekannt.

Es mag heutzutage nicht mehr aktuell sein, angesichts ununterbrochener Einbrüche und Diebstähle scheint es nicht mehr so sehr „in“ zu sein, wenn man das Eigentum des Mitmenschen als „unantastbar“ ansieht. Für uns galt damals „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut,“ das Letzte der zehn Gebote, als unumstößliche Verordnung. So war es für mich auch unbegreiflich, als 1943 die Soldaten am Fuß der Hardt die Fichten zu fällen begannen und einen Knüppeldamm bauten. Da wurde nicht gefragt, wem der Wald gehörte und ob der Eigentümer einverstanden sei. Im Krieg sei das erlaubt, hieß es allgemein. Das behauptete auch Onkel Mattes, als er uns aus Norwegen schrieb, wir sollten für unsere Brandholzversorgung einfach in der Hardt ein paar Bäume fällen. Das haben wir aber nicht getan, weil wir selber ein StückWald besaßen. Wohl haben wir einmal zwei dünne Bäume in der Hardt umgesägt und heim transportiert, die aber dürr und vertrocknet waren. Das wird wohl kein großartiger Diebstahl gewesen sein.

In dem erwähnten Fichtenwald an der Hardt hatte die Wehrmacht in 1939 bereits eine geräumige massive Blockhütte aus dicken Baumstämmen errichtet. Das Bauwerk wurde als Unterkunft für Militärpferde verwendet. Als die Hütte nach dem Krieg abgerissen wurde, hat mein Vater einige Stämme von der Gemeinde gekauft und zu Brettern für seine Schreinerwerkstatt sägen lassen. Am Rand der Hardt stand auch eine Holzbaracke des „Kulturamtes“ aus der „Umlegungszeit“ um 1938. In der Baracke haben wir während der amerikanischen Besatzung im März 1945 kampiert: Wir mussten unser Haus räumen, es wurde von den Amis belegt. Die Baracke besaß keine Tür mehr. Wir „organisierten“ auf abenteuerliche Weise die Tür unseres „Herzhäuschens.“ Darüber schreibe ich in einem besonderen Beitrag.